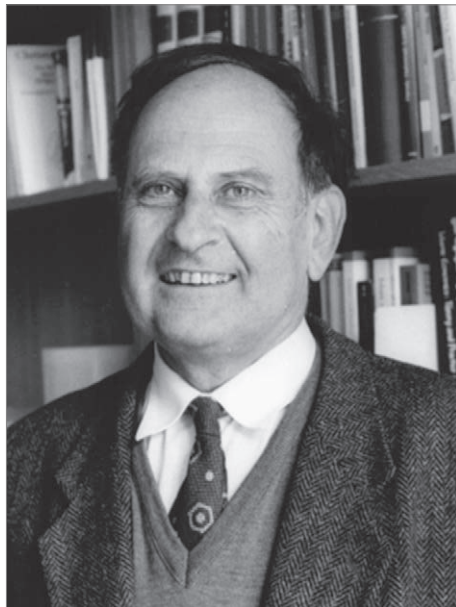


Entwurf einer Kirche von morgen

Petrus Bsteh – unermüdlicher Überwinder von Grenzen

■ PETER PAWLOWSKY

Widerstand und Loyalität waren ihm in die Wiege gelegt. Petrus Bsteh kommt aus einer Arzt-Familie, die die Nazizeit überstanden hatte, obwohl der Vater (Professor für Chirurgie in Wien) nichts mit den Nazis zu tun hatte, die Kinder – Petrus und sein Bruder Andreas – nicht bei der HJ waren und die Familie eine Halbjüdin versteckt hatte. Ausgebombt und typhuskrank wurde Petrus nach Admont geschickt und maturierte dort. Kardinal Innitzer schickte den jungen Priesteranwärter zum Studium an der Gregoriana nach Rom. Viele Vorlesungen dort schienen ihm schlecht qualifiziert, aber einen Mann bewunderte er: Der kanadische Jesuit Bernard Lonergan (1904–1984) prägte durch seine Schüler das Konzilsdokument über die Religionsfreiheit.



Orden lassen Bischöfe im Stich

Schon in Rom war es Bstehs Wunsch in die „Mission“ zu gehen, die in einer kritischen Situation war: Nach der Weihe der ersten einheimischen Bischöfe noch unter Pius XI. hatten sich die in den Missionen tätigen Ordensgemeinschaften weitgehend zurückgezogen. Bsteh schloss sich einer französischen Gemeinschaft von Priestern an, die entschlossen waren, den verlassenen einheimischen Bischöfen beizustehen.

Kardinal König hatte nichts dagegen, bestimmte Bsteh aber, zuerst pastorale Erfahrungen zu sammeln und ließ ihn vier Jahre als Kaplan in Baden bei Wien werken.

Es waren die letzten Jahre des Konzils, als sich Bsteh in Löwen und London theologisch und sprachlich auf Afrika vorbereitete, um dann 1966 bis 1971 in Uganda Theologie zu lehren.

Er legte aber auch darauf Wert, unter den Leuten zu sein. Seine Sprachkenntnisse führten dazu, dass er in einen örtlichen Stamm in aller Form aufgenommen wurde. Damals, nach dem Konzil, war es auch möglich, in der Ökumene voranzukommen: In Tansania wurde ein ökumenisches Nationalseminar gegründet, das Bsteh zu leiten hatte. In Uganda hatte Idi Amin die Macht ergriffen, der alle Weißen vertreiben wollte. Bsteh schaffte es im letzten Augenblick, das Land zu verlassen.

Zwei Jahre blieben ihm, um in Freiburg i.Br. bei Prof. Lehmann an einer Dissertation zu arbeiten, die zwar fertig wurde, aber nicht zum Doktorat führte. Denn ein Hilferuf aus Afrika war stärker und Bsteh war 1974 bis 1976 Professor für Systematische Theologie in Ghana. Das aber ging gesundheitlich nicht gut aus. Eine Amöbenruhr, die ihn jahrelang quälte, zwang ihn zur endgültigen Rückkehr nach Europa.

■ Seine Sprachkenntnisse führten dazu, dass er in einen örtlichen Stamm in aller Form aufgenommen wurde.

■ Die ursprüngliche Idee der Begegnung der Religionen geriet ins Hintertreffen.

Afrika-Erfahrungen in Wien

Was tut ein Mann in Wien, der nicht nur Erfahrungen aus anderen Erdteilen mitbringt, sondern diese auch theologisch reflektiert? Ein Zeit lang gab Bsteh den Subregens des Wiener Priesterseminars, aber ab 1982 war er als Rektor des Afro-Asiatischen Instituts auf einem Posten, der seiner Qualifikation entsprach. Freilich waren die Ziele des Instituts umstritten. Mehr und mehr setzte sich die entwicklungspolitische Linie durch, unterstützt auch von Kardinal König, der in dieser Sache gern auf Margarethe Ottillinger hörte. Die ursprüngliche Idee der Begegnung der Religionen geriet ins Hintertreffen. Eine Initiative der Konferenz Europäischer katholischer und evangelischer Kirchen führte 1989 zur Gründung der „Kontaktstelle für Weltreligionen“ (KWR), die Bsteh bis 2011 leitete. Doch war diese Institution ein wenig geliebtes Kind der Österreichischen Bischofskonferenz. Eines Tages wurde sogar das bewilligte Budget nicht mehr ausgezahlt, Kardinal Groër musste einspringen. Nach und nach wurden Posten gekürzt und schließlich gab es 2011 das KWR nicht mehr.

Bstehs Widerstand war zugleich loyal und richtete sich nicht gegen die Bischöfe, sondern fand einen Ausweg. Schon zehn Jahre vor dem Ende des KWR gründete er einen Verein nach staatlichem Recht als „Forum für Weltreligionen“ (FWR). Das bedeutet bis heute Unabhängigkeit von den Launen der Bischöfe und die Möglichkeit, Spenden und Zuschüsse auch von staatlicher Seite zu lukrieren. Auf dieser Basis geht die seit 1989 begonnen Arbeit weiter.

Unermüdliche Weitsicht

Petrus Bsteh geht davon aus, dass Wien, insbesondere seit dem Fall des Eisernen Vorhangs, eine Weltstadt geworden ist, in der es notwendig ist, die Weltkirche zu etablieren. Seiner Hartnäckigkeit ist es zu verdanken, dass es in Wien 17 Gemeinden von Afrikanern und Asiaten gibt, für die es gelungen ist, jeweils einheimische Priester zu engagieren. Bsteh hat die „World Con-

ference of Religions for Peace“ (WCRP) nach Österreich geholt. In regelmäßigen internationalen Tagungen wird das Gespräch unter den Weltreligionen praktiziert, ein Lehrgang für Weltreligionen ist ebenfalls Bsteh zu verdanken. Mit seiner Zeitschrift „Religionen unterwegs“ verbreitet er das Thema seines Wirken auch publizistisch. Er war es, der den Kurt-Schubert-Preis für interreligiöse Verständigung erfunden hat.

Petrus Bsteh (Jahrgang 1932) ist heute längst in einem Alter in dem Bischöfe zurücktreten und Kardinäle nicht mehr zur Papstwahl zugelassen werden. Das hindert ich nicht, neue Initiativen zu erfinden. Heute geht es ihm darum, die Spiritualität der vielen verschiedenen Ordensgemeinschaften auf ihre Gründungssituation hin zu hinterfragen und sie zugleich mit der Spiritualität der Weltreligionen zu konfrontieren. Was war damals das Motiv der Gründung, auf welche Zeitsituation wurde damit geantwortet – und was bedeutet solche Spiritualität heute in einer Welt des kulturellen und religiösen Pluralismus? Schon sind sieben Ergebnisbände dazu erschienen. Neuerdings wird auch das Spezifische der Kunst im jeweiligen Orden als Ausdruck einer besonderen Spiritualität untersucht. Freilich: Die theologischen Fakultäten öffnen sich für diese Thematik noch nicht wirklich. Eine Theologie der Religionen gibt es erst in Ansätzen. Und so sehr Bsteh sie für notwendig hält, so sehr warnt er zugleich, dass dabei das Besondere der monotheistischen Religionen nicht in einem Mischmasch von religiösen Ausdrucksformen verloren gehen darf.

Brücken des Verstehens müssen geschlagen werden, aber dafür sind die kirchlichen Überlieferungen, wie sie etwa der Weltkatechismus festschreibt, nicht geeignet. Die Kirche muss lernen, in der Diaspora zu leben, wo sie nicht anders kann, als mit den anderen Religionen und Weltanschauungen zu kommunizieren, weil sie diese nicht mehr – wie über Jahrhunderte in Europa – dominieren kann. Damit ist Petrus Bsteh dem durchschnittlichen Bewusstseinsstand der Amtskirche um Jahrzehnte voraus. ■